Praktische Winke.

— Kopfsalat. Eine sehr einfache Manier, stets sch nackhaften Kopfsalat auf dem Tische zu haben, ist folgende: Man bereitet die Sauce für eine Woche vorrätig, bewahrt sie an einem kühlen Orte auf, nimmt beim Gebrauch die entsprechende Masse davon in eine Glasschale, tut locker den gereinigten und mehrmals gewaschenen Salat einige Minuten vor dem Anrichten darauf und vermischt ihn dann bei Tische mit der Sauce. — Rezept zur Salatsauce: Auf acht Personen rechne ich zwei Eier täglich. Für mehrere Tage nehme ich also zehn Eidotter, schlage dieselben mit zehn Löffelchen gewässertem Weinessig schaumig und stelle den Topf in ein Wasserbad. Unter stetem Rühren dickt sich die Sauce nach wenigen Minuten. Nun kommt der Topf in kaltes Wasser und nachdem die Masse kühl geworden ist, gibt man Salz, Oel, Senf, Kräuter oder fein gewiegte Zwiebel daran. Diese Sauce hält sich vierzehn Tage; sie ist in einem größeren Haushalte beinahe unentbehrlich und schmeckt auch vorzüglich zu kaltem Braten.

— Weiße und bunte gewebte Handschuhe wäscht man in warmem Seifenwasser, spült kalt nach, ringt sie tüchtig aus und glättet sie zwischen zwei reinen Tüchern trocken.

— Herzkranke müssen ein streng geregeltes diätetisches Verfahren einhalten, Anstrengungen, Gemütsaufregungen jeder Art meiden, sich kohlensäurehaltiger, saurer, gewürzter, blähender, erregender Speisen und Getränke enthalten. Das zweckmäßigste ist, eine milde, reizlose Kost mit wenig Fleischspeisen. Kaffee, Tee, spirituöse Getränke und übermäßiger Tabakgenuß steigern die fortwährende Erregung der Herztätigkeit. Starke Erkältungen, Rheumatismus sind oft die Ursache der Herzfehler und verschlimmern sie. Den üblen Folgen der Erkältung beugt man durch tüchtiges Schwitzen vor. Milde Wasseranwendungen, manuelle Behandlung und Heilgymnastik nach ärztlicher Vorschrift können ohne Medikamente die lästigen Symptome o reduzieren, daß auch ein Herzkranker sich gesund fühlt und alt wird.

— Weiches Wasser zum Waschen. Daß das harte Wasser das schlechteste, das Flußwasser besser und Regenwasser das beste zum Waschen sei, ist wohl bekannt. Hat man weder Fluß- noch Regenwasser, so kann man sich dadurch helfen, daß man in einen Zuber voll Wasser etwa eine halbe Schöpfpfanne Kalkerde gießt und umrührt, dann stillstehen läßt. Die Kalkerde schlägt sich nieder, und das Wasser, welches man klar abgießt, ist so gut als anderes weiches Wasser.

— Wachsdecken frisch zu erhalten. Wer seine Wachsdecken lange hübsch und neu haben will, wasche sie mit weichem Lappen und lauem Wasser und trockne sie gründlich ab. Einige Löffel Milch darauf geschüttet und gut mit einem trockenen Tuch abgerieben, machten die Wachsleinwand besonders glänzend. Wäscht man dagegen die Decken mit heißem Wasser, Soda 2c., so werden sie bald blind, sehen stets schmutzig aus und bröckeln in kurzer Zeit ab.

Vermischtes.

Königin Wilhelmina als Friedensstifterin. Eine reizende Geschichte wird aus der Jugend der Königin Wilhelmina erzählt: Wie bekannt, war ihr Vater ein Mann von jähzornigem, schwer lenkbarem Charakter und wenn er sich über etwas geärgert hatte, war es nicht leicht, mit ihm in Ruhe zu verhandeln. Eines Tages war er über den Artikel einer holländischen Zeitung wütend, die einige seiner Handlungen abfällig beurteilt hatte. Er weigerte sich, seine Minister zu empfangen und stürmte erregt durch die Zimmer des Palastes. Die Minister waren verzweifelt, da sie den König in einer wichtigen Angelegenheit dringend sprechen mußten. In ihrer Not wandten sie sich an eine der Hofdamen, die das Gemüt des Königs beruhigen sollte. Diese sandte wiederum die damals fünfjährige Prinzessin Wilhelmina in das Zimmer, in dem der König erregt auf und ab ging. Eine Zeitlang schaute die kleine Prinzessin ihrem Vater stumm zu. Dann stemmte sie ihre kleinen Fäuste in die Hüften und ging, indem sie eine zornige Miene aufzustellen versuchte, neben dem erregten Könige hin und her. Als der Vater dies sah, blieb er stehen und brach in ein helles Gelächter aus. Eine halbe Stunde darauf fand der Ministerpräsident den König vollständig beruhigt, wie er auf dem Boden des Zimmers mit seiner Tochter, die er über alles liebte, spielte.

Wie die Leute auf die Frage „Wie geht's?“ antworten.

Der Weinwirt: „Wie geschmiert!“
Der Viehhändler: „Wie man's treibt!“
Der Schauspieler: „Spielend!“
Der Bankier: „Wechselvoll!“
Der Zugführer: „Passabel!“
Der Universitätsprofessor: „Ordentlich!“
Der Meteorologe: „Veränderlich!“
Die Plätterin: „Glänzend!“
Der Kaufmann: „Gemischt!“
Die Ballerine: „Brillant!“
Die Sängerin: „So la la!“
Der Maschinist: „Wie geölt!“
Der Kandidat: „Ich bin überfragt!“
Der Patriot: „Im Hurra!“
Der Seiler: „Den Krebsgang!“
Der Fischer: „Glatt!“
Der Raufbold: „Man schlägt sich durch!“
Der Betrunkene: „Schief!“

Heitere Ecke.

Die neue Rieke.

Frau: „Und dann, Rieke, bringen Sie noch einen Matjeshering mit.“ — Rieke (kommt nach einer Weile ohne Hering wieder): „Verzeihung Madam', ich hab den Vornamen von dem Hering vergessen.“

Abgewinkt.

Frau: „Diesen Sommer kommt Mama auf der Durchreise hier vorbei; möchtest Du sie nicht gerne mal wiedersehen?“

Mann: „Natürlich, natürlich; schreibe ihr, daß wir zur Begrüßung an den Zug kommen werden!“

Praktisch.

„Du hast Dich verlobt?“

Primanerin: „Ja! Und nun macht mir mein Bräutigam natürlich alle Schularbeiten.“

Schlimm.

A.: „Wieso ist Deine Köchin ein unglückliches Geschöpf?“ — B.: „Ja, erst hat sie sich den Arm verbrannt, dann den Fuß verstaucht und jetzt hat ihr ein Infanterist den Kopf verdreht!“

Verwandlungsaufgabe.

Wie gelangt man durch Wortverwandlungen von „Geige“ über drei Zwischenstufen zu „Harfe“?

Man bilde jedes neue Wort aus dem vorhergehenden, indem man zwei Buchstaben ändert und die drei andern beibehält. Die Stellen, an denen eine Buchstabenänderung eintreten soll, sind durch Kreuzchen bezeichnet. Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet.

G	e	i	g	e
		×	×	
×			×	
		×	×	
H	a	r	f	e

Nummer 8. 27. Juni 1909.

Für die deutsche Hausfrau.

Erscheint:
Donnerstags und Sonntags.

Unterhaltungsblatt zum „Soester Kreisblatt“.

Die Testamentsklausel.

7. Fortsetzung. Roman von H. Courths-Mahler. (Nachdruck verboten.)

„Aber du kannst doch nicht in Abrede stellen, daß er uns in trostlosen Verhältnissen zurückgelassen hat. Von dem Erlös für die Kassette habe ich, trotz aller Knauserei, kaum noch zweihundert Mark. Davon sollen wir leben, bis das Haus verkauft ist. Und dann geht das Elend weiter. Wenn wir im günstigsten Falle fünfunddreißigtausend Mark bekommen dafür — du lieber Gott, die Zinsen reichen knapp für eine Person, viel weniger für zwei.“

Eva Marie trat ans Fenster.

„Sie brauchen auch nur für eine zu reichen, Mama.“

Frau Delius richtete sich empor. Ein lauernder Blick streifte die Tochter.

„Was willst du damit sagen?“

„Daß ich dir die Zinsen allein überlassen werde. Sobald der Verkauf des Anwesens geordnet ist, suche ich mir eine Stellung als Gesellschafterin, Erzieherin, oder Stütze. Es ist ganz gleich, was ich finde. Ich will gern arbeiten, um mir meinen Unterhalt selbst zu verdienen.

„Das ist sehr vernünftig von dir. Ich hätte dir schon diesen Vorschlag gemacht, aber du hättest mir das gar als Lieblosigkeit ausgelegt. Es ist aber die einzige Möglichkeit, die uns eine leidlich sorgenfreie Existenz sichert. Und du bist jung und hübsch, wer weiß, welches Glück dir winkt. Wenn ich meine Jugend noch hätte, — ich tät es auch. Aber was kann ich arme, gebrochene Frau noch leisten. — Wann ist dir dieser gescheite Einfall gekommen?“

„Schon lange, Mama. Ich kann ihn nur nicht eher ausführen, als bis hier alles geordnet ist.“

„Das hättest du mir auch gleich sagen können. Da wäre mir viele Sorge erspart geblieben.“

„Ich wollte erst mit allem im Klaren sein. — Du kannst dir dann in der Stadt eine kleine Wohnung mieten und in Ruhe leben.“

„Ja, ja, knapp wird es ja immer noch werden, zumal ich doch auch darauf rechnen muß, daß du mal stellenlos oder krank wirst. Dann muß ich dich doch bei mir aufnehmen.“

„Ich hoffe, daß beides nicht der Fall sein wird. Jedenfalls werde ich sparen, soviel ich kann, daß ich auch im Falle der Not deine Hilfe nicht brauche.“

„Nun, das muß ich sagen, du bist eine vernünftige Person.“

Das war die einzige Anerkennung, die Eva Marie für ihre Aufopferungen zuteil wurde.

Sie verlangte aber auch keine. Ihr einziger, großer Wunsch war jetzt, das Haus zu verkaufen, und sich dann für immer von der Stiefmutter trennen zu dürfen. Sie hatte nie etwas Herzliches für diese Frau fühlen können, auch als Kind nicht. Schon damals empfand sie die wenig vornehme Art und Denkungsweise der Stiefmutter als einen Schimpf, der ihrem vergötterten Vater angetan wurde. Seit sie aber älter und vernünftiger wurde und diese Frau mit klaren Augen ansah, war sie ihr direkt widerlich. Nur um ihren Vater nicht zu betrüben, stellte sie sich äußerlich mit ihr auf einen höflichen Ton, der freilich nicht warm wurde. So gütig und warmherzig Eva Marie sonst auch zu allen Menschen war, für ihre Stiefmutter fehlte ihr jedes Verständnis, jede Entschuldigung, jede Zuneigung.

Nach einer Weile wandte sie sich um.

„Erlaubst du mir nun, daß ich eine Stunde in den Wald gehe?“

Frau Delius machte ein freundliches Gesicht.

„Aber gewiß, Kind, geh' nur. Ich muß mich ja nun doch langsam daran gewöhnen, dich zu entbehren.“

„Dann adieu bis nachher.“

„Adieu, Eva Marie.“

Das junge Mädchen stieg die Treppe zum ersten Stock empor. Im Parterre lagen nur das Wohnzimmer, der Salon und ein Vorratskämmerchen. Oben im ersten Stock waren die Schlafzimmer und ein Rumpelkämmerchen. Das war alles. Während Eva Marie sich eben zum Ausgehen fertig machte, erhob sich Frau Delius schwerfällig, zupfte sich vor dem Spiegel die falschen Stirnlöckchen zurecht und schlich dann leise zu einem Schränkchen heran. Dies öffnete sie mit einem Schlüssel, den sie bei sich trug und nahm einen kleinen Karton heraus. Damit zog sie sich auf den bequemen Divan zurück, legte sich behaglich nieder und naschte vergnügt aus dem Karton. Er enthielt Kognakpralinees, wofür sie eine große Vorliebe besaß. Sie ließ sich heimlich, trotz der peinlichen pekuniären Lage, von Zeit zu Zeit ein Postpaket davon kommen.

Als Eva Marie aus dem Haus trat und durch den Garten schritt, hörte sie einen Wagen auf der Landstraße daherkommen. Sie trat an das Gartentor und sah ihm entgegen. Da hob sie plötzlich mit dem Ausdruck des Schreckens die Hände und ein banger Ruf entfloh ihren Lippen. Sie sah, daß die Pferde vor dem Wagen in toller Hast dahinstürmten. Der Kutscher schien die Herrschaft über die scheuen Tiere ganz verloren zu haben.

Und nun kam zum Unglück von der entgegengesetzten Seite ein Zug heran. Die Landstraße überschritt unweit des Häuschens den Bahndamm und der Bahnwärter hatte die Schranke bereits geschlossen. Auch sah er mit Schrecken und Besorgnis dem Gefährt entgegen und wußte nicht, was er tun sollte. Wenn die Tiere so weiterstürmten und die Schranke zertrümmerten, war ein Zusammenstoß von Zug und Wagen zu befürchten.

> Wozu so lang bei einem Groll verweilen,
> Das Leben gibt so wenig Glück und Ruh.
> Wozu noch Wunden schlagen, statt zu heilen?
> Wozu noch Dornen sä'n — wozu? wozu?

Eva Marie schrie ihm zu:

„Das Haltesignal, geben Sie doch das Haltesignal!"

Er verstand und schickte sich an, dem Zuge entgegenzulaufen. Da erhob sich plötzlich im Wagen eine schlanke Männergestalt und nahm dem Kutscher die Zügel aus der Hand. Mit einem gewaltigen Ruck riß der Mann in die Zügel, das eine Pferd bäumte sich empor und brach dann in die Knie. Die Wagendeichsel fuhr gegen einen Baum und zerbrach und das andere Pferd blieb mit bebenden Flanken stehen. Durch den gewaltigen Ruck aber war der Mann aus dem Wagen geschleudert worden, und lag nun regungslos neben einem Meilenstein.

In diesem Augenblick fuhr der Zug vorbei. Die Insassen standen dichtgedrängt am Fenster, um zu sehen, was geschehen war. — Aus dem Wagen stieg mit bleichem Gesicht ein zweiter Herr. Es war Rechtsanwalt Beckmann. Der ganz benommene Kutscher kletterte von seinem Bock herab und sah instinktiv zuerst nach seinen Pferden.

Eva Marie aber war schnell zu dem Bewußtlosen hinübergeeilt und beugte sich voll Mitleid über ihn. Nun trat Beckmann zu ihr heran. Sie hob das erblaßte Gesicht.

„Sie sind es, Herr Rechtsanwalt? So ist der Aermste hier gewiß Herr von Leyden?"

„So ist es, Fräulein Delius. Das ist ein schlechter Empfang. Mein Gott — er ist doch nicht tot?"

Eva Marie beugte sich herab und legte ihr Ohr auf die Brust des Verunglückten.

„Nein, gottlob, er lebt", sagte sie aufatmend. Dann richtete sie sich empor. Aus dem Hause waren wehklagend die Magd und Frau Delius herbeigekommen und machten ein großes Lamento. „Schnell eine Schüssel mit Wasser und ein Tuch", rief Eva Marie der Magd zu. Diese stob eiligst davon. Eva Marie untersuchte den Kopf des Verwundeten. Er schien unverletzt. Aber das linke Bein lag steif und schwer an dem Meilenstein und als Eva Marie es wegziehen wollte, seufzte der Ohnmächtige und schlug die Augen auf.

„Ich fürchte, das Bein ist gebrochen, Herr Rechtsanwalt. Bitte, helfen Sie mit dem Kutscher den Herrn in unser Haus zu tragen. Ich habe bei den Samaritern einen Kursus genommen und will versuchen, die erste Hilfe zu bringen, ehe das Bein anschwillt. Nach dem Schloß kann er jetzt nicht transportiert werden."

Während Beckmann vor Schreck noch immer fassungslos den Kutscher herbeiholte, beugte sich Eva Marie zu Leyden hernieder.

„Haben Sie Schmerzen, mein Herr?" fragte sie sanft und voll Güte.

Er wollte sich lächelnd aufrichten, fiel aber sofort zurück und biß die Zähne zusammen.

„Mein Bein — was ist mit meinem Bein?"

„Sie haben sich bei dem Sturz aus dem Wagen verletzt. Fühlen Sie sonst noch Schmerzen?"

„Nein — nur im linken Bein, mir scheint, es ist gebrochen."

Beckmann und der Kutscher wollten ihn aufheben. Eva Marie hielt sie zurück.

„Bitte, warten Sie", sagte sie hastig und eilte ins Haus. Wenige Minuten später kam sie wieder heraus mit einem schmalen Brett und einer Tasche mit Verbandutensilien.

„Es ist besser, ich stütze das Bein, ehe wir ihn hineintragen," sagte sie zu Beckmann und mit einem lieben, wahrhaften Samariterlächeln fuhr sie zu Armin fort: „Ich muß Ihnen gleich hier auf der Landstraße einen Verband anlegen, sonst verschiebt sich beim Transport der Bruch und sie leiden doppelte Schmerzen."

Armin antwortete nur mit einem schwachen Lächeln, welches andeutete, daß er mit allem einverstanden wäre.

Ohne Prüderie, nur vom Drange zu helfen beseelt, schnitt Eva Marie mit einer scharfen Schere das Beinkleid des Verletzten auf, ebenso den Stiefel. Beckmann half ihr dabei, er war nun leidlich ruhig geworden. Ohne einige Schmerzen ging es für Armin nicht ab, so zart und behutsam das Mädchen auch hantierte. Als sie sich überzeugt hatte, daß das Bein wirklich gebrochen war, bat sie ihre Stiefmutter, den Divan ihm Wohnzimmer mit Kissen und Decken zu versehen. Frau Delius lief jammernd ins Haus.

Zu dem Kutscher sagte Eva Marie ruhig und bestimmt:

„Halten Sie sich bereit, auf dem einen Pferde sofort zur Stadt zu reiten. Sie müssen den Arzt herbeischaffen sobald wir den Verwundeten ins Haus gebracht haben."

Nun legte sie vorsichtig das gebrochene Bein auf das herbeigeholte Brett, suchte es gleich in die richtige Lage zu bringen und befestigte es mit Verbandstreifen. Das alles ging schnell von statten. Eva Mariens Besonnenheit und Ruhe wirkte auch ansteckend auf die anderen. Nachdem das gebrochene Bein Stütze und Bandage erhalten hatte, wurde Leyden vorsichtig ins Haus getragen und auf den Divan gelegt. Er war etwas bleich, aber bei vollem Bewußtsein.

Eva Marie legte ihm kühle Kompressen auf das Bein und reichte ihm einige Tropfen stark duftender Essenz in einem Glas Wasser.

„Bitte, trinken Sie," bat sie freundlich.

Er nahm ihr das Glas ab und sah sie dankbar an.

„Sie sind so gütig, mein gnädiges Fräulein. Ich danke Ihnen herzlich.

Sie lächelte errötend

„Es gibt nichts zu danken, Herr von Leyden."

„Darf ich den Namen meiner gütigen Helferin erfahren? Ich weiß gar nicht, wo ich mich befinde."

Beckmann beeilte sich nun, Eva Marie und deren Mutter vorzustellen. Frau Delius erging sich in wortreichen Beileidsbezeugungen und war überschwenglich liebenswürdig. Den neuen Herrn von Burgwerben zu Danke zu verpflichten, konnte nur vorteilhaft sein. Eva Marie konnte es nicht mehr mit anhören. Sie sah recht gut, wie Armins Blick recht ungläubig staunend zwischen Mutter und Tochter Vergleiche zog. Wie kam solche Mutter zu so einer Tochter?

(Fortsetzung folgt.)

Sinkende Sterne.

Skizze von Maxim. Trapp.

Nachdruck verboten.

„Und du liebst mich nicht?" fragte der bleiche schöne Mann.

„Warum?" fragte sie dagegen. „Sie lieben sich selbst genug, um anderer Liebe nicht zu bedürfen," sagte das stolze schwarzäugige Weib.

„Mara", kommt's in leidenschaftlichem Ausdruck von den Lippen des Hauptmanns, „Du meinst, weil ich nicht auch mit Hohnau in den Kampf gegen die Schwarzen nach Afrika gehe!" Bitter fährt er fort: „Laß uns heute nicht weiter davon reden. Natürlich wird keine Frau einem Manne ihr Herz schenken, von dem sie nicht vollkommen überzeugt ist, daß er im Falle der Not sein Leben für sie lassen würde. Und wenn Du meinst, ich hätte mein Leben zu lieb, so ist's eben kein Wunder, daß Du mir nicht vertrauen kannst."

In den Worten des Hauptmanns Normann, in seinem Tone lag ein Etwas, das Mara schmerzte und verwirrte zugleich. Tief im Herzen wünschte sie ja, gut, recht gut von ihm denken zu können, — warum nur hilft er ihr nicht! Nun darf sie wohl nichts mehr sagen — er hat ja allem ein Ende gemacht. So sitzt sie da, die blassen Wangen ein wenig gerötet, mit einem Ausdruck in den schönen dunklen Augen, der ihrem Freunde ein ruhiges, seltsames Lächeln entlockt. Dann greift der Offizier zu einem Buche und beginnt vorzulesen.

Wie seine kühlen grauen Augen da leuchten, glühen! Wie sein edles Gesicht sich rötet, als er liest, wie ein Feigling gewiß nicht zu lesen vermag: „Wie da Horatius die Brücke schützt — in den tapferen vergangenen Tagen." Er blickt auf:

„Ja, Mara, meine Freundin, das waren kühne Zeiten und kühne Männer! Ich glaube von solchem Vorbild begeistert, könnte sogar ich in den Kampf ziehen, in den Kampf für die Rechte des Reiches, das heißt mit Lust und Liebe — ich müßte die Ballade in der letzten Minute hören und keine Zeit haben wieder abzukühlen. Jetzt aber genug davon; singe Mara — wer weiß, wann ich wieder einen freien Morgen habe, den heutigen möchte ich ganz unter uns genießen."

Mara bereut schon, ihm weh getan zu haben; ruhig, gehorsam steht sie auf. Es ist ein hübsches Bild, sie dort am Flügel sitzen zu sehen: eine eigenartige Schönheit, mit Anmut gepaart, die vielleicht nicht jeder anerkennt. Ihre Züge sind nicht klassisch, das Gesicht ist immer bleich. Der größte Zauber liegt in den Augen, in die man hineinsehen, in deren Seele man lesen kann. Und wenn sie singt, dann leuchten sie in wunderbarem Glanze.

Zuerst scheint sie nicht in rechter Stimmung; geduldig singt sie alles, was er von ihr verlangt. Dann aber erfaßt sie der Zauber der Töne, halb unbewußt gleiten die zarten Finger über die Tasten; seine Gegenwart ganz vergessend singt sie, was ihr einfällt: einzelne Strophen des Jubels, der Klage, der Leidenschaft — und immer weiter tragen sie die Phantasien, die Töne vereinigen sich zu weicher, farbenprächtiger Melodie. Ein Vorspiel, schwül wie tropische Glut, wie Sonnenschein, der den Wüstensand vergoldet, — dann scheint über den heißen sonnigen Tag der heftige Sturm der Nacht dahinzubrausen und dazwischen klingen die letzten Töne ihrer vollen, glockenreinen Stimme. Es ist ein altes arabisches Lied, wie es wohl der heiße wilde Sohn der Wüste zu den Füßen seiner schwarzäugigen Geliebten singt. Ich liebe Dich, ich liebe Dich — Ich lieb' Dich immerdar! — Bis die Sonne kalt, Bis die Sterne alt, Bis das Schicksalsbuch uns offenbar . . .

War das die Stimme ihres Herzens, die Normann Antwort gab?

Als der letzte Ton verklungen, wendet sie sich und leise ergreift er ihre Hände, schaut in ihre Augen mit einem ernsten, langen Blick, als sollte er sie nimmer wiedersehen. Dann sagt er ruhig: Lebe wohl, meine Mara" — und geht wie ein Held . . . .

Drei Tage später erhält seine Freundin folgenden Brief:

„An Bord des „Hans Woermann."

Wenn Du diesen Zeilen folgst, Mara, dann bin ich fern von Dir, weit draußen auf dem großen Ozean, der mich nach Südwestafrika führt.

Du sollst erfahren, warum ich nicht früher ging. Hast Du in der ganzen langen Zeit von meiner Familie gehört? Wenig wohl. Auf der weiten Gotteswelt habe ich keine Wesen, die mir so nahe stehen wie Du und meine zwei Kinder. Meine Kinder! . . . Sie sind in einer Pension, doch in den Ferien kommen sie zu mir. Ich bin ja ihr einziger Freund. Meine Eltern starben vor vielen Jahren, Du weißt es ja, — da hatte ich niemand mehr als Liny, meine einzige Schwester. Als sie sich verheiratete, nahm sie mich zu sich in das neue Heim. Dort sorgte sie für mich wie bisher in der gleichen sinnigen Weise. Und ich war glücklich mit ihr, mit meinem Schwager und den lieben Kindern; auch der Soldat will seinen Frieden. Kaum war das kleinste alt genug, den Namen seines Vaters zu stammeln, als dieser erkrankte und starb. Da erst sah ich, wie sehr Liny ihn geliebt. Sie wurde schwächer und schwächer — ich wußte gar bald, daß ich auch sie verlieren würde. Als ich eines Abends an ihrem Lager saß, sprach sie leise: „Axel ruft mich, ich gehe zu ihm. Die Kinder haben Dich, er braucht mich nötiger als sie. Du wirst die Armen nie empfinden lassen, daß sie Waisen sind." Liny fühlte keine Schmerzen, war nicht schwächer als sonst. Als ich am anderen Morgen in das Krankenzimmer trat, lag sie da in friedlichem Schlummer, das stille Antlitz wie von seligem Lächeln verklärt. Ihre Seele war entflohen. Schwester Liny war ihrem Gatten gefolgt, und die beiden Kinder — ja, die waren nun mein.

Das war vor vier Jahren.

Sieh' Mara, das ist's, was mich bisher zurückhielt, wenn ich so oft von meinem Vorhaben sprach und es nicht ausführte. Wenn ich dem Rufe jetzt folgte, wenn ich in jenem Lande, nach der Bestimmung des Höchsten auf südafrikanischer Erde fiele — so waren sie wirklich Waisen und ganz verlassen. Deine Worte, Mara, erregten einen Zweifel, ob ich recht getan. Ich gehe jetzt und tue, wozu mich innerer Drang treibt; nimm Linys Kinder für mich! Ich weiß, daß Du so gerecht sein wirst, ihnen immer als treue Freundin zur Seite zu stehen, welche Bande Du auch in Zukunft knüpfen mögest. Reichtum haben sie übergenug, zärtliche Sorge und Liebe mußt Du ihnen ersetzen . . . . Ich wollte keinen Abschied von Dir nehmen, Mara, damit Du nicht in einer augenblicklichen Stimmung mir ein Versprechen geben könntest, das Du hernach vielleicht bereuen müßtest.

Lebe wohl und sei glücklich. Ich bitte nur um das eine: Sorge für meine Kinder; laß die Welt nicht liebeleer sein für sie, wenn ich sterbe. Und für diesen Fall laß mich Dir sagen, daß ich Dich liebe, wie Du gesungen hast: Ich lieb' Dich immerdar, — Bis die Sonne kalt, Bis die Sterne alt, Bis das Schicksalsbuch uns offenbar . . .

Und sehen wir uns nicht wieder — über Sonnen und Sternen bin ich Dein wie jetzt . . . . . .

Normann."

Mara zittert. Guter Gott, was hat sie getan! Wie können ihr diese Kinder je vergeben, daß sie ihren einzigen Freund, ihren Vater unbedachtsam in Gefahr und Tod geschickt hat! Und wenn er wirklich nie mehr wiederkäme!

Ein kalter Schauer überläuft das junge Weib. Sie weiß es, sie liebt ihn von ganzem Herzen.

Und mit Leidenschaft preßt sie den Brief an Herz und Lippen und flüstert leise den geliebten Namen. — — —

Seit sechs Wochen hatte Mara nichts von ihm gehört, und da der letzte Tag des sechsten Monats in das Meer der Ewigkeit geflossen, da kommt die Trauerbotschaft, daß der siegreiche Hauptmann Normann im Kampfe gegen die Witbois am Waterberg geblieben sei. Er war gefallen, wie der Soldat fallen muß: in den ersten Reihen, im Gefechte Mann gegen Mann. Also berichteten die Verlustlisten der Zeitungen.

Arme Mara!

Sie dachte, sie hätte es besser ertragen können, wenn er nicht so ohne Abschied gegangen wäre! Was hätte sie heute darum gegeben, wenn sie ihr Vorhaben ausgeführt und ihm geschrieben hätte! Jetzt wird er nie erfahren, wie sie ihn geliebt. Aber er hatte ihr eine Pflicht auferlegt, die sie erfüllen muß.

Bald wohnt Mara mit den Kindern in Normanns Hause.

Es ist eine reine, süße Freude für sie, zu leben, wo er gelebt, von den Sachen umgeben zu sein, die ihm gehört haben. Und so wählt sie sein Zimmer, und wenn sie die Kinder zur Ruhe bringt, dann sitzt sie hernach am offenen Fenster und schaut hinauf zu den Sternen . . . .

Fred klatscht in die Hände und jubelt, wenn er eine Sternschnuppe das Weltall durcheilen sieht: „Gelt, Mama, Papa ist weiter noch als diese Himmelsgrüße von uns fern."

„Ewig fern!" will Mara sagen, doch Tränen ersticken ihre Stimme. Sie küßt ihre Kinder „zur guten Nacht", bleibt lange dann noch am Fenster sitzen, träumt — — von Sonnen und von Sternen. Das Herz krampft sich ihr zusammen, wenn sie daran denkt, wie er sterben mußte. So verlassen, so allein.

In sehnsüchtigem Schmerze über das Unerreichbare schreit sie auf und weint, und weint . . .